VERA ZISCHKE

AVA LIEBT NOCH

ROMAN

ullstein

ullstein

Vera Zischke

AVA LIEBT NOCH

Roman

Ullstein

Hinweis zum Inhalt

Liebe Leser:innen,

ich möchte euch darauf aufmerksam machen, dass *Ava liebt noch* das sensible Thema Brustkrebserkrankung enthält.

Eure Vera Zischke

Ich bin Frau.
Ich bin unbesiegbar.
Ich bin erledigt!

Siri Hustvedt

1
Endlose Kreise

Es ist ein Donnerstag im Mai, als ich merke, dass ich noch am Leben bin. Ich stehe am Babysachen-Regal, weil ich Windeln brauche. Eigentlich gehöre ich gar nicht mehr in diese Ecke des Supermarkts, aber mein Jüngster ist auch mit fünf Jahren nachts noch nicht trocken. Die Windel ist jeden Morgen so voll, dass sie sich wächsern anfühlt. Sie ist ein Sinnbild für alles, was mir an meinem Leben nicht passt. Es läuft nichts direkt schief, es geht einfach nur nicht weiter.

Ich spüre ein leichtes Bedauern, als ich den Mann in dem Supermarkt-Shirt bitte, zur Seite zu treten, damit ich mir eine Großpackung aus dem Regal ziehen kann. Eine Frau, die Windeln kauft, ist für einen Mann unsichtbar. Erst recht für einen wie ihn.

Er sieht aus, wie ich mir Adonis zu seinen besten Zeiten vorstelle: jung, schön, eine Silhouette, die man in Marmor meißeln möchte. Unter seinem T-Shirt zeichnen sich kräftige Schultern ab. Ich weiß nicht, ob mir jemals die Muskeln eines Mannes unter seiner Kleidung aufgefallen sind, aber seine kommen mir vor wie eine Erinnerung daran, dass es so etwas überhaupt gibt: schöne Männer, junge Männer. Frauen, die sich für Männer interessieren.

Dreh dich um, denke ich, und er tut es. Er ist vielleicht Mitte zwanzig, und alles an ihm wirkt so unbekümmert, so

mühelos, seine Augen himmelblau. Mit zwanzig hätte ich mich Hals über Kopf in ihn verliebt und mich nie getraut, es zuzugeben. Nicht bei einem wie ihm. Und jetzt stehe ich in Leggings und XXL-Pullover an einem Windelregal vor ihm und werde vor seinen Augen verschwinden. Weil eine Frau wie ich für einen Mann wie ihn nicht existiert.

»Das sind andere«, sagt er.

»Was?«

»Diese Windeln.« Er deutet auf die Packung in meiner Hand. »Die sind anders. Zum Hochziehen.«

»Sie kennen sich mit Windeln aus?«

Er lacht, als fände er den Gedanken genauso abwegig wie ich. »Eben hat sich eine Kundin beschwert, dass es keine normalen Windeln mehr gibt. Es sind wohl die falschen geliefert worden. Ich sag's nur, damit Sie sich nicht ärgern.«

Er sieht mich aufmerksam an, als würde es ihn ernsthaft interessieren, was ich über den Windel-Vorfall denke. Ich will nicht mit ihm über so ein Thema reden. Ich will nicht, dass er mich für eine Expertin auf diesem Gebiet hält. Ich überlege, ob ich mich als Au-pair ausgeben soll, das für eine fremde Familie einkauft. Aber wie viele dreiundvierzig Jahre alte Au-pairs kann es geben?

»Ach, das ist doch nicht wichtig.« Meine Hand macht eine alberne Abwärtsbewegung.

»Na, dann.« Adonis dreht sich um und schiebt Breigläschen ins Regal. Ich beiße mir in die Wangentasche und merke es erst, als es wehtut.

»Ich meine, vielen Dank. Das ist wirklich sehr nett von Ihnen.« Nett. Das schlimmste Kompliment von allen. Wann

bin ich so eine Niete in Small Talk geworden? Vermutlich, seit ich Kinder erziehe und versuche, in kurzen Hauptsätzen zu reden. Verständlich. Unmissverständlich. Unspektakulär.

Ich betrachte seinen Rücken, diese Furche, die zwischen seinen Schultern entsteht, wenn er die Breigläschen vom Palettenwagen hebt. Ich möchte mit dem Finger daran entlangfahren.

»Schon gut«, sagt er.

Auf dem Weg zur Kasse reibt der Stoff auf meiner Haut, kitzeln die Haare in meinem Nacken. Ich spüre noch dem Kribbeln nach, als ich bereits an der Kasse stehe. Die Hitze pulsiert noch in meinen Wangen, als ich die Einkäufe ins Auto räume. Selbst als ich in der Küche stehe, kehrt die Erinnerung an die Begegnung zu mir zurück. Als Bild vor meinem inneren Auge und als Gefühl auf meiner Haut.

—

»Hey, wofür koche ich eigentlich?« Ich nehme Nico im Vorbeilaufen die Packung mit den Cornflakes ab, die er heimlich ins Wohnzimmer vor den Fernseher schleppen will.

»Ich hab Hunger«, mault er.

»Halbe Stunde, dann ist das Essen fertig«, rufe ich dem Rücken meines Fünfjährigen hinterher und kann spüren, wie er Grimassen schneidet.

Die Spülmaschine. Da war ich gerade. Ich ziehe die Besteckablage raus. Links sind die Gabeln aufgereiht, dahinter Servierbesteck. Rechts die Messer und die Löffel. Erst die großen, dann die kleinen. Ja, ich habe eine Ordnung in der Besteckablage meiner Spülmaschine, an die ich mich penibel

halte. Ungefähr dreimal am Tag räume ich Sauberes aus und Schmutziges ein. Und ich sortiere mein Besteck nur deshalb so gewissenhaft, damit es schnell geht. Denn ich hasse es, die Spülmaschine auszuräumen.

Alles in diesem Haus ist ein Kreislauf ohne Anfang und ohne Ende. Es ist nie aufgeräumt, es ist nie sauber, es ist nie etwas erledigt. Schmutziges rein, Sauberes raus und wieder von vorn. Und jetzt stehe ich vor dem grauen Spülmaschinenkorb und habe das Gefühl, unendlich viel Lebenszeit in dieser Maschine wegzuwaschen. Wenn ich noch ein einziges Mal diese Spülmaschine ausräume, zerfalle ich zu Staub, denke ich. Ich kann es vor mir sehen, wie mein Körper sich in Partikel zersetzt, wie alles in Bewegung gerät, erst noch seine Form behält und dann in der Luft verwirbelt. Ich kann förmlich spüren, wie ich in winzigen Einzelteilen zu Boden sinke. Dann fange ich an. Die Gabeln zuerst.

»Scheiße!«

Mia reißt die Arme hoch und rückt mit dem Stuhl nach hinten. Sie hat ihren Orangensaft umgeschmissen. Klebriges Gelb läuft übers Schulheft und tropft auf den Boden.

»Mensch, Mia, du bist doch kein Baby mehr.« Ich schiebe meine Zwölfjährige mit der Hüfte beiseite und tupfe mit dem Spüllappen das Heft ab. Morgen werden die Seiten dick und wellig sein und sauer riechen. »Das ist hin!« Ich halte eine Hand unter das Papier, das gelb-nass vor sich hin tropft.

»Lass mich!« Meine Große rupft ein paar Küchentücher ab und tapeziert den Tisch damit. Dann setzt sie sich wieder hin, ohne einmal zu ihrem Tischnachbarn zu blicken.

Ich bereue sofort, dass ich geschimpft habe. Rufus ist zum

ersten Mal bei uns. Nur wegen Mathe, hat Mia gesagt. Weil sie da noch Nachholbedarf hat. Ich hätte sie auch gleich vor seinen Augen nackt ausziehen können. Das wäre nur ein kleines bisschen peinlicher gewesen, als sie vor ihm zurechtzuweisen.

Lana kommt nahezu lautlos in die Küche geschlichen und holt sich etwas zu trinken. »Schön, dich mal wieder zu sehen«, sage ich, und das ist natürlich auch falsch, denn sie zieht die Oberlippe hoch und erwidert nichts. Lana ist zehn und verbringt die Tage neuerdings auf ihrem Zimmer. Manchmal habe ich bis zum Abend vielleicht drei Sätze mit ihr gesprochen. Ralf meint, dass ich sie stärker ins Familienleben einbinden soll. Wie immer überschätzt er meinen Einfluss maßlos.

»Was gibt's zum Essen?« Sie nuschelt neuerdings. Ich kneife die Augen zusammen, als könnte ich dann besser hören. Bloß nicht nachfragen, dann kommt garantiert nichts mehr. Die Pubertät beginnt heute fünf Jahre früher.

Im Kühlschrank starrt mir der Reis von gestern entgegen. In dem Moment fällt mir ein, dass seit dem Morgen eine Ladung weiße Wäsche in der Maschine darauf wartet, in den Trockner verfrachtet zu werden. Ich habe sie komplett aus meinem Gedächtnis gestrichen, jetzt kann ich sie noch mal waschen. Und dabei denke ich nur an eins, immer und immer wieder: Ich bin für dieses Hausfrauendasein nicht geschaffen. Mein Kopf kann hundert Seiten im Speed-Reading-Verfahren in zehn Minuten durchscannen, aber ich kann mir nicht merken, dass ich eine Maschine Wäsche angeschmissen habe. Ich kann es einfach nicht. Mir fällt schwer,

was doch eigentlich nicht schwer ist, was doch jeder machen kann, was alle anderen doch auch schaffen. Warum war mir nicht vorher klar, dass das Leben einer dreifachen Mutter in erster Linie das einer Haushälterin ist?

»Ich mache Nudeln«, sage ich und lasse die Tür vom Kühlschrank zufallen, ohne mir auch nur eine einzige Zutat gemerkt zu haben. Ich weiß nur, dass ich heute nichts mehr schälen werde, nichts fein raspeln, nichts auf irgendeinen Garpunkt bringen oder auf allen Platten kochen.

Lana verschwindet wortlos Richtung Treppe wie ein Geist.

»Rufus, willst du mitessen?«

Er winkt ab. »Kann ich Sie mal was fragen?«

Ich nicke und hoffe, dass er nichts über Mathematik von mir wissen will.

»Was ist Ihr Lieblingsfilm?«

»Mein was?« Ich blicke auf meine Finger, die mich seit Neuestem an die meiner Mutter erinnern. »Das müsste …« Ich überlege kurz, *Dirty Dancing* zu sagen, finde es aber albern, einen Film zu nennen, den ich seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen habe. Mein letzter Kinofilm handelte von Hundewelpen auf einer Rettungsmission.

Welches Buch habe ich zuletzt gelesen? Welches Lied hat mich zuletzt berührt? Ich krame in meinem Kopf und finde nichts. Ich bin dreiundvierzig und weiß nichts über mich. Als wäre ich mit der Geburt meines ersten Kindes eingefroren. Und jetzt, wo meine Älteste zwölf, die Mittlere zehn und mein Jüngster fünf ist, taue ich wieder auf, ohne zu wissen, wer mein dreiundvierzigjähriges Ich überhaupt ist. Wer bin ich geworden in all der Zeit?

Die Begegnung mit dem Fremden im Supermarkt drängelt sich in meinen Kopf. Bestimmt hat er einen Lieblingsfilm, weil er jederzeit ins Kino gehen kann. Und danach geht es in eine Bar oder in einen Klub, und wenn er Glück hat, spielen sie dieses Lied, das er gerade ständig hören muss.

Ich sehe ihn vor mir, rotes T-Shirt auf beleuchteter Tanzfläche, die sorgenfreie Stirn, der unverstellte Blick, unendliche Möglichkeiten. Ich denke an die Schultermuskeln und die Muster, die sie in den Stoff gezeichnet haben. Ich will das Kribbeln noch mal spüren. Der Moment im Supermarkt kommt mir plötzlich vor wie ein Lebenszeichen. Wie ein Beweis dafür, dass da noch etwas in mir ist, das lebt. Etwas, das einfach nur ich bin.

—

Wocheneinkäufe sind so ähnlich wie der Straßenverkehr. Entweder fährt man Rad oder Auto und kann die andere Fraktion nicht leiden. Nur in einem Punkt sind sich alle einig: SUV-Fahrer sind die Pest. Ich bin die SUV-Fahrerin im Supermarkt. Ich verstopfe mit meinem übervollen Wagen erst die Gänge, dann erzeuge ich Stau an der Kasse, und alle unterstellen mir, dass ich es nur mache, um anderen die Zeit zu stehlen. Die Wahrheit ist, dass der Supermarkt für mich ein Arbeitsplatz ist und ich Akkord arbeite. Außerdem fahre ich keinen SUV, sondern einen verdammten Radlader.

Wenn im Baumarkt jemand im Blaumann seinen Wagen an die Kasse schiebt, blicken alle ehrfurchtsvoll in den Wagen, um zu gucken, was ein Profi denn wohl kauft. Wenn Berufseinkaufende wie ich an der Supermarktkasse stehen,

nervt das einfach nur. Ich hasse Großeinkäufe, und doch erledige ich sie seit zwölf Jahren ungefähr zweimal pro Woche.

Aber jetzt hat sich etwas verändert. Jetzt gehe ich in den Supermarkt, und anstatt stumpf mein Programm abzuspulen, suche ich nach ihm. Statt den Blick auf die Regale zu heften, lasse ich ihn schweifen. Ich suche eine Statur, halte Ausschau nach blauen, ernsthaft blickenden Augen. Ich erwarte ein Kribbeln, von dem ich glaubte, dass ich es nie mehr fühlen würde. Ich will nicht mit ihm sprechen. Ich will nicht einmal wissen, wie er heißt. Ich will ihn nur bestaunen, seine Konturen mit meinen Blicken nachzeichnen und spüren, was sein Anblick in mir anrichtet. Die Wahrheit ist: Ich bin hingerissen von dem Gefühl, von jemandem hingerissen zu sein.

Gestern noch im Permafrost, jetzt aufgetaut und aufgewärmt. Und das alles hat dieser namenlose Kerl geschafft, ohne auch nur die geringste Ahnung von seinen Superkräften zu haben. Manchmal, wenn ich ihn heimlich zwischen Konserven-, Brot- und dem notorischen Windelregal bei der Arbeit begaffe, sinniere ich darüber, dass er ahnungslos banale Dinge tut, während in mir etwas zu neuem Leben erwacht.

Meistens schiebt er irgendwelche Sachen ins Lager oder aus dem Lager heraus oder räumt Regale ein und unterhält sich mit den anderen Studenten, die dort arbeiten. Wenn es eine der jungen Frauen ist und wenn sie auch noch gut aussieht, hasse ich sie. Eine von ihnen steht eines Tages am Pfandautomaten, der mal wieder eine Störung hat. Sie entschuldigt sich dafür, dass ich warten musste, und ich sage, dass es eine Unverschämtheit ist, dass das Ding ständig kaputt ist und allein das ein Grund ist, in einem anderen Super-

markt einzukaufen. Als könne sie etwas dafür. Als könne ich diesem Supermarkt fernbleiben. Aus mir spricht der Neid der Dreiundvierzigjährigen, die erkannt hat, dass sie sich von nun an ausschließlich mit Melancholie an ihre Jugend erinnern wird. Schön war sie, aber jetzt ist sie vorbei. So sehr vorbei, dass sich die junge Blüte vom Pfandautomaten nicht mal vorstellen kann, dass ich auch mal geblüht habe. Sie lebt in einer Welt, in der sie einfach mit ihm sprechen kann. Würde ich mich so mit ihm unterhalten, ihm zuzwinkern und in die Seite knuffen, würde ich aussehen wie eine verzweifelte Hausfrau in der Midlife-Crisis. Und das wäre noch nicht einmal falsch.

Am besten an ihm gefällt mir der Übergang von seinem Hals zu seinen Schultern, diese perfekt geschwungene Kurve. Dort würde ich mein Kinn hinlegen. Dort würde ich die Augen schließen und an ihm riechen. In meiner Fantasie tue ich es, wenn ich nachts endlich mit ihm allein bin. Wenn es dunkel ist und meine Gedanken auf Wanderschaft gehen können, weil niemand alle zwei Minuten nach etwas Essbarem, etwas frisch Gewaschenem oder der Fernbedienung verlangt. Manchmal stelle ich mir vor, ich könnte mit der Hand über die Schultern des namenlosen Schönen streichen, um mir die Linienführung einzuprägen. Sein Körper wirkt wie nach einem sorgfältigen Bauplan erschaffen. Er hat lange, kräftige Gliedmaßen, die aufrechte Haltung und das breite Kreuz eines Sportlers. Manchmal verwandeln sich seine Züge in meinem Kopf in weißen Marmor oder glänzende Bronze. Er ist nicht Adonis. Er ist Michelangelos David. Ein weltweit einmaliges Monument. Ein Sinnbild der Befreiung.

An all das denke ich, wenn ich den Schönen aus dem Supermarkt nachts in Stein meißle und in Bronze gieße, und dann denke ich noch an andere Dinge und bin froh, dass der Mann an meiner Seite durch Schnarchen anzeigt, dass er tief und fest schläft.

Die einzige Unordnung herrscht auf Davids Kopf. Er hat nicht wirklich eine Frisur. Die hellbraunen Haare hängen ihm in die Augen, über die Ohren und in den Nacken. Sie sind nicht direkt gelockt, eher gewellt. Es sind Haare, in die man hineingreifen will. Die man aus seinem Gesicht streichen will, um in seine schmalen blauen Augen zu sehen. Er schüttelt oft den Kopf, um die Haare aus dem Gesicht zu bekommen. Ich spüre einmal, wie die Finger meiner Hand dabei zucken.

—

Als wir aus dem Sommerurlaub zurückkommen, ist er verschwunden. Wir waren in einem familienfreundlichen Hotel in Griechenland mit fünf Mahlzeiten am Tag und einer Samstagabend-Show mit Klubtanz. In diesem Jahr hatte ich mich noch mehr auf die Rückkehr nach Hause gefreut als sonst. Doch egal, wie lange ich zwischen Gurkengläsern und Fertigsoßen hin und her schleiche, mein Blick findet ihn nicht. Nichts kribbelt in meinem Inneren. Derjenige, der diesen Lebensfunken in mir zünden kann, ist weg.

Drei Einkäufe widerstehe ich dem Drang, dann gebe ich ihm nach. »Wo ist der große junge Mann mit den braunen Locken, der hier gearbeitet hat?«, frage ich die Kassiererin. Sie weiß sofort, wen ich meine. Ich erkenne es an ihrem süf-

fisanten Lächeln und der Langsamkeit, mit der sie sich auf ihrem Kassenstuhl zurücklehnt. Sie schürzt die Lippen, als würde sie einem besonders guten Geschmack nachschmecken. »Der Dreamboy gibt jetzt Schwimmkurse im Stadtbad. Echt schade um die Aussicht hier.«

Ich sage nichts, schüttele nur den Kopf. Wie kann sie so über ihn reden? Er ist mein David, nicht ihr Dreamboy. Sie lacht kehlig und hält mir den Bon hin. Ich werfe meine Einkäufe in den Wagen und lasse den Scheißbon liegen.

Nach diesem Erlebnis gehe ich eine Woche nicht mehr einkaufen. Es gibt nichts, was ich aus dem Supermarkt brauche.

—

»Wieder Nudeln?« Wir sitzen um Punkt sieben am Esstisch, und Ralf salzt die Soße nach, bevor er sie probiert.

»Ich bin nicht zum Einkaufen gekommen«, lüge ich. In Wahrheit hatte ich den gesamten Tag die Gewissheit vor mir hergeschoben, dass der Kühlschrank leer war. Erst wollte ich vormittags fahren, dann verschob ich es auf den Mittag, dann war es bereits Zeit, Nico aus dem Kindergarten abzuholen, und ich gestand mir ein, dass ich ohnehin nicht die Energie aufgebracht hätte, anständig zu kochen.

»Stressiger Tag?«, fragt Ralf. Die Wahrheit ist auch, dass ich es ihm hoch anrechne, dass er diese Tage hinnimmt, ohne die offensichtliche Frage zu stellen, was ich verdammt noch mal zwischen dem Befüllen der Brotdosen am Morgen und der Hausaufgabenzeit am Nachmittag gemacht habe.

»Morgen Abend ist Elternabend in der Schule und übermorgen in der Kita für die Vorschuleltern«, sage ich.

»Wie viel Uhr?«

»Morgen um halb acht, übermorgen um sieben.«

»Kein Problem, ich bringe die Kinder ins Bett.«

Er sagt es ohne jede Ironie. Mir zuliebe bringt er seine eigenen Kinder ins Bett. Damit ich freihabe, um zu einem Elternabend zu gehen. Ich sage schon gar nichts mehr. Ich habe dieses Gespräch schon zu oft geführt, und immer endete es mit dem schmerzhaften Gefühl, mich nicht erklären zu können. Als würde mir die Sprache versagen, als würde ich beim Sprechen vergessen, wie einfach die Wahrheit ist, die ich ihm anvertrauen will. Und wenn ich dann beim Elternabend sitze, fallen mir wieder lauter gute Argumente ein. Zum Beispiel, dass es nicht richtig ist, dass er die Schulen seiner Kinder nur durch meine Erzählungen kennt. Aber dann ist es zu spät.

Noch ein Elternabend und noch einer. Eine Schwere drückt mich in den Stuhl wie ein Stempel. Mein Leben wird immer so weitergehen. Es wird immer das nächste Lehrergespräch anstehen, die nächsten Ferien, das nächste Schuljahr. Mein Körper wird nur immer schwerer werden, die Glieder immer träger. Irgendwann wird es mich alle Kraft kosten, überhaupt von einem Stuhl aufzustehen.

Ich kann Ralf nicht erklären, warum dieses Leben so anstrengend ist. Ich kann es nicht einmal mir selbst erklären. Mein Gott, ein Elternabend. Man geht halt hin, hört zu, muss noch nicht mal etwas tun. Wo ist das Problem?

In Ralfs Kopf war die Sache immer klar: Die Kinder fallen in meinen Zuständigkeitsbereich. »Wenn etwas wichtig ist, kannst du es mir ja sagen.« Das ist einer seiner Standardsätze.

Als Nico in den Kindergarten kam, habe ich versucht, mit

ihm zu verhandeln, dass er zumindest die Kita-Termine übernimmt und ich den Schulbereich. »Ich sehe nicht, wie ich das neben der Kanzlei noch schaffen soll. Außerdem bist du doch in diesen Themen eingearbeitet.«

Er spricht oft über unsere Familie, als wäre sie ein Unternehmen, in dem ich die Abteilung für Kinder leite. Ich habe versucht, ihm zu erklären, dass Familie keine Organisation ist, sondern ein Organismus, der wächst, komplexer wird, sich ständig verändert.

Ich war oft genug kurz davor, ihm eine Skizze von einem neunarmigen Oktopus zu zeichnen. Und an seine langen Tentakeln hätte ich geschrieben: Schultermine, Arzttermine, passende Kleidung, Vereinsmitgliedschaften, Verabredungen, Geburtstagseinladungen, Weihnachtsgeschenke, Familienfeiern, Logopäde. Aber es gibt gar keine neunarmigen Oktopusse, und Ralf ist sowieso eher der Typ für Unternehmer-Metaphern. Also sagte ich zu ihm: »Dies ist ein Unternehmen, in dem alle Abteilungen von ein und derselben Person geleitet werden.«

Und Ralf antwortete: »Irgendwer muss halt der Chef sein. Ich bin es auf der Arbeit, du bist es hier.« Er hat die Kanzlei, und die läuft nun mal nicht von allein. Er hat Mitarbeiter, Klienten, Gerichtstermine, ist Teil einer Maschinerie. Natürlich kann er nicht mal eben freinehmen für einen Elternsprechtag um zwölf Uhr mittags. »Wie stellen die sich das vor?«, sagte er immer, als ich noch gefragt habe. Und ich frage mich selbst: »Wie habe ich mir das denn vorgestellt?«

Gegen die Kanzlei komme ich nicht an. Sie versorgt unsere Familie, ist die Grundlage für das schöne Wohnen im

Neubau, die drei Jahresurlaube und die Sorglosigkeit beim Geldausgeben. All das kann anscheinend schon ein einziger Elternsprechtag mittags um zwölf ins Wanken bringen. Und was sollte ich dann in der Zeit tun? Ich bin doch eh zu Hause.

Ich denke an die Worte meines Hausarztes: »Ich würde für Sie ja eine Mutter-Kind-Kur beantragen, aber mit drei Kindern haben Sie eh nichts davon.« Er riet mir dazu, mich dreimal pro Woche sportlich zu verausgaben. Das sei das Einzige, was gegen Bore-out bei Müttern helfe. So nannte er das. Meine mentale Erschöpfung war für ihn Langeweile.

»Was steht am Wochenende an?«, fragt Ralf, als wir beim Nachtisch angekommen sind. Er trinkt das Bier wie in der Werbung, immer drei große Schlucke auf einmal und ein erfrischendes Ächzen hinterher. Ich weiß alles über ihn. Ich könnte ihn synchronisieren. Ich kenne den Rhythmus seines Adamsapfels, der bei den langen Schlucken gemächlich rauf- und runtergeht.

»Die Kinder sind über den Sommer gewachsen wie Bohnenkraut. Alle brauchen neue Hosen und Schuhe für den Herbst«, sage ich routiniert und weiß auch da schon, was er antworten wird.

»Ich gebe dir meine Kreditkarte.«

Ich beschließe, diesmal etwas anderes zu machen, als resigniert meinen Mund zu einer geraden Linie zu verziehen. Ich sage: »Wir könnten alle zusammen am Wochenende ins Einkaufscenter fahren.«

»Au ja, bitte!«, nuschelt Mia, den Mund voller Joghurt.

»Mit allen drei Kindern? An einem Samstag? Auf gar keinen Fall!«

»Ach komm, Papa«, bettelt Mia.

»Wir wollen unsere Sachen selber aussuchen. Wir sind keine kleinen Kinder mehr, denen Mama irgendein Zeug aus dem Internet bestellen kann«, erklärt Lana.

Ich lehne mich zurück und blicke in die Runde der Kinder wie in ein Wolfsrudel, das sich wie erwartet auf den Küken-Eimer gestürzt hat. »Siehst du?«, sage ich nicht ohne Genugtuung.

Aber so schnell gibt er nicht auf. Er legt den Löffel beiseite und betrachtet der Reihe nach seine Kinder. Dann fällt sein Urteil: »Hört zu, ihr Mädels macht am Wochenende einen schönen Shopping-Trip, und wir Jungs bleiben hier.«

Alle Beteiligten am Tisch bekunden Beifall. Alle außer mir. Es überrascht mich nicht, dass er es vermeidet, mit zwei pubertierenden Mädchen Modefragen zu klären. Aber ich frage mich, ob er das Schauspiel nicht zumindest einmal miterleben sollte, um zu wissen, dass *Shopping-Trip* eine gnadenlose Verharmlosung dieser von Selbstzweifeln und TikTok-Schönheiten zersetzten Materialschlacht ist. Genauso wie ein Elternabend in der Schule keine nette Plauderrunde ist und das Aussuchen von Weihnachtsgeschenken für die gesamte Familie nicht wie freie Auswahl an der Losbude. Auch dann nicht, wenn er mir das Geld dafür gibt.

»Vielleicht suchst du dir auch was Hübsches aus«, sagt er zu mir.

»Ich werde kaum dazu kommen. Unsere Töchter dazu zu kriegen, sich etwas halbwegs Anständiges zu kaufen, wird hart genug.« Ich schiebe meinen Stuhl zurück, um mit dem Abräumen zu beginnen.

»Mama trägt nur langweiligen Kram«, urteilt Mia.

»Stell dir vor, Mia. Wenn man erwachsen ist, gibt es Wichtigeres, als sich nach der neuesten Mode anzuziehen.«

»Du findest, dass ich mich langweilig anziehe?« Ich blicke an der Jeans und meinem blau-weiß gestreiften Baumwoll-Shirt herunter.

»Na ja, du kleidest dich deinem Alter entsprechend«, meint er.

»Das klingt, als wäre ich hundert!«

»Ach komm, willst du etwa bauchfrei tragen wie die jungen Dinger heutzutage?« Er lacht kurz und spitz.

»Das wäre lustig«, gluckst Nico.

»Das wäre voll peinlich.« Lana verzieht das Gesicht, als wäre ein Blick auf meinen entblößten Bauch die reinste Zumutung. Immerhin der Bauch, in dem sie alle den wundersamen Weg der Menschwerdung vollendet haben. Aber auch sie kommt jetzt in das Alter, in dem mein Körper kein schützendes, wärmendes Multitool mehr für sie ist, sondern ein potenzieller Auslöser für Fremdscham.

Ich gehe in die Küche und schiebe die Essensreste von den Tellern direkt in den Küchenmülleimer, in dem bereits die ungegessenen Schulbrote von heute Mittag liegen. Es ist die pure Vergeblichkeit, die mir entgegenblickt.

Ich weiß nicht, ob ich Ralf dafür bewundern oder ob es mich in den Wahnsinn treiben soll, dass er so stoisch seiner Lebensmitte entgegenlebt. Als sein Haar auf dem Hinterkopf schütterer wurde, hat er beschlossen, dass es nun Zeit war, es abzurasieren und einen *Jason-Statham-Schnitt* zu tragen, wie er es nennt.

Für mich war es ein Schock. Für ihn war es einfach logisch. So laufen die Dinge nun einmal mit fortschreitender Lebenszeit. Wir haben Kinder bekommen, jetzt werden wir langsam alt, und irgendwann ziehen wir in eine ebenerdige Wohnung. Wir werden ein tatteriges Pärchen, das nur deshalb Hand in Hand geht, um sich gegenseitig davon abzuhalten, sich beim Stolpern am Bordstein das Genick zu brechen. Wir werden uns permanent anmeckern, weil jede Geste, jedes Seufzen, jeder Blick mit so viel Vergangenheit aufgeladen ist, dass allein die Gegenwart des anderen reicht, um genervt von ihm zu sein.

Ich schubse die Mülleimertür mit dem Knie zu. Ich bin gerade mal dreiundvierzig Jahre alt, die letzten zwölf davon war ich eingefroren. Ich will auf keinen Fall als die Frau alt werden, die ich gerade bin.

2
Frühere Leben

Ein paar Tage später stehe ich im Eingangsbereich des Stadtbades. Der Satz der Kassiererin ist schuld. Nicht der mit der Aussicht. Der mit dem Schwimmkurs. Als Mia mir verkündete, dass sie Tennis schmeißen und stattdessen etwas mit ihrer Freundin machen will, schlug ich Schwimmen vor. Es rutschte mir einfach so heraus, und Mia mochte die Idee. Es ist also nicht allein meine Schuld, dass ich jetzt im Schwimmbad stehe und nach einem Männerkörper suche, den ich schon voll bekleidet für anbetungswürdig halte.

Als er im gleißenden Licht der Schwimmhalle in Badehose und T-Shirt auf mich zukommt, schaltet mein Kopf in Zeitlupe um. Er ist es. Er ist immer noch schön. Es war keine optische Täuschung im künstlichen Licht des Supermarktes, es lag nicht nur daran, dass ihm rote Poloshirts stehen. Dieser Mann ist eine Offenbarung. Und jetzt bekommt er einen Namen.

»Hey, ich bin Kieran. Ich leite den Kurs hier.«

»Wie?«

»Kieran.«

Nicht Dreamboy, nicht David, nicht so etwas Majestätisches wie Alexander oder Maximilian. Er ist Kieran.

»Ich bin Mias Mutter.«

»Hallo, Mias Mutter.« Zum ersten Mal seit dem Moment am Windelregal schenkt er mir diesen Blick aus schmalen

Augen. In dem lichtdurchfluteten Raum sind sie so azurblau wie das Meer in Griechenland, und augenblicklich ist es mir egal, wie er heißt. Selbst *Gisbert* oder *Knut* könnten nichts an seiner Anziehungskraft ändern.

Ich habe ihn so oft im Supermarkt betrachtet und mir so oft die wildesten Dinge mit ihm vorgestellt. In meinem Kopf gab es ein geheimes, zweites Leben mit ihm. Nun suche ich in diesen Augen nach einem winzigen Zeichen des Wiedererkennens, aber sein Blick bleibt flüchtig.

»Sehen Sie dahinten die Glasfront?« Sein Finger deutet auf den Imbiss des Hallenbades, der sich völlig zu Unrecht Restaurant nennt. »Sie können dort warten. Wenn der Kurs zu Ende ist, bringe ich die Kinder hoch.«

Mein Blick scannt noch einmal seine klar gezeichneten Konturen. Kein Zweifel, man müsste ihn in Stein meißeln, um diesen Anblick für die Ewigkeit zu konservieren.

»Ist noch was? Wollen Sie noch was über mich wissen?«

»O ja«, sage ich und denke: *Alles, einfach alles!*

»Und was?«

Mir wird klar, dass ich das gerade laut ausgesprochen habe. Und dass er meinen Blick gesehen hat. Und dass das jetzt wirklich peinlich ist. Ich sollte etwas sagen. Irgendwas, was Mütter in diesen Kursen normalerweise fragen. »Können Sie … richtig gut schwimmen?«

»Richtig gut.« Er grinst breit. Ich will irgendwohin versinken, seine Arme wären gut.

»Hat Mia Bronze oder Silber?« Er hält ein Klemmbrett hoch und zückt einen Stift. Ich versuche, mich wie eine erwachsene Frau zu benehmen.

»Bronze.«

Er sucht ihren Namen auf der Liste und beginnt zu schreiben. »Ihre Handynummer?«

»Mia hat noch kein Handy.«

»Ich meine Ihre Handynummer, Mias Mutter. Falls mal was ist.«

»Ach so, klar.«

Ich bin erleichtert, als ich endlich in Richtung Imbiss verschwinde, hinter die Trennscheibe in den Zuschauerbereich zu den anderen Muttis. Dort, wo ich hingehöre und in aller Seelenruhe vor mich hin starren kann.

Niemand spricht über die Gier der Mütter. Wie sehr sie sich danach sehnen, ihre nach Schwangerschaft, Geburt, Stillen und Tragen zurückeroberten Körper wieder für sich zu haben. Wie dringend sie die Ekstase brauchen, weil nur so etwas Extremes wie ein Orgasmus dieses Gedankenkarussell stoppen kann. Wenigstens für eine Runde. Weil sie Grenzerfahrungen wollen, weil sie rauswollen. Raus aus dem Kopf, raus aus der Haut, raus aus der Rolle, die von ihnen verlangt, dass sie gütig und milde und zärtlich sind. Gierig wollen sie sein, rücksichtslos, ohne Kontrolle und unkontrollierbar. Es ist ein Geheimnis, über das ständig gesprochen wird, aber nie richtig. Frauen reden viel über den Sex der anderen. Auch im Schwimmbad ist es an diesem Tag nicht anders.

»Es ist eine Pornoseite für Frauen. Warum wird den halben Clip lang gezeigt, wie sie ihm einen bläst?«, sagt eine, von der ich nur weiß, dass sie zwei Töchter hat, die so ziemlich alle Vereine der Stadt besuchen.

»Umgekehrt sehe ich es mir ja gerne an«, gibt eine Blusenträgerin mit Sohn zu.

»Männer sehen lächerlich aus dabei«, meint eine Schwarzhaarige, die zu übermäßiger Kritik neigt.

»Deshalb machen es vermutlich die wenigsten. Weil sie in den Pornos gesehen haben, wie sie dabei aussehen«, sagt die mit dem Sohn.

»Es ist eine Schande«, raunt irgendwer.

»Es gibt diese Toys, die sollen das richtig gut simulieren«, weiß die mit den Töchtern.

»Es ist trotzdem nur ein Gummilappen«, sagt die Schwarzhaarige mit der miesen Laune. »Und teuer sind die Dinger. Ich bin fast tot umgefallen.«

Ich lasse das Gespräch an mir vorbeirauschen und lehne an der Glasscheibe. Erst als sich eine von ihnen neben mich stellt, höre ich wieder hin. »Ich wette, er ist sich nicht zu schade dafür.« Es ist die mit der Bluse. Sie blickt hinunter auf das Objekt ihrer Begierde in Badehose und engem weißen T-Shirt.

»Ach, kommt schon, wir wissen alle, dass der nicht auf Dörrfleisch wie uns angewiesen ist«, sagt irgendwer. Bei dem Wort *Dörrfleisch* zucke ich zusammen. In meiner Zeitrechnung bin ich noch irgendwie postpartum. Dies ist immer noch ein After-Baby-Body, der prinzipiell wieder in seine alte Form gebracht werden kann. Ich bin noch nicht bereit für einen Weg ohne Rückkehr.

»Mir egal, mir reicht es schon, ihn anzusehen«, sagt die Frau neben mir und lehnt sich an die Scheibe.

Eifersucht schmeckt bitter unter der Zunge, da, wo sich

der Speichel sammelt. *Er gehört mir*, pulsiert es durch meinen Kopf. *Er gehört mir, weil ich ihn mehr brauche als ihr alle.*

Kieran. Ich nehme ihn an diesem Tag und an allen weiteren Tagen mit zu mir nach Hause. Ich nehme ihn mit ins Bett, unter die Dusche, manchmal tagsüber, manchmal mitten in der Nacht, wenn mein Mann neben mir schläft. Er kann immer, macht immer alles richtig, und nachher hält er mich fest und sagt mir, dass ich die Schönste bin. Und einmal in der Woche himmele ich ihn leibhaftig hinter dieser Scheibe an und präge ihn mir ein, auf dass die Erinnerung eine weitere Woche lang reichen möge. Ich denke zu viel an ihn, aber ich komme damit zurecht. Es ist gerade genug, um den Kopf über Wasser zu halten.

—

Es passiert vier oder sechs Wochen, nachdem Mia ihren Schwimmkurs begonnen hat. Die Kinder üben Sprünge vom Dreimeterbrett, und ein Junge wartet nicht ab, bis Mia weggeschwommen ist. Er landet direkt auf ihrem Kopf. Sie taucht sekundenlang nicht auf, und ich starre nur auf die Wasseroberfläche, weil ich nicht glauben kann, was da passiert. Durch die Glasscheibe ist es, als wäre ich Zuschauerin eines Films. Ich sehe zu, wie Kieran mit Anlauf einen Kopfsprung ins Becken macht und mit Höchstgeschwindigkeit auf die Stelle zuschwimmt, an der Mia im Wasser verschwunden ist. Erst danach beginne ich, vom Restaurant Richtung Becken zu laufen. Als ich dort ankomme, hat er sie bereits an den Rand gezogen. Er legt sie auf die Seite. Die Leute vom Schwimmbad kommen angerannt, und er ruft ihnen etwas

zu. Die Sanitäter sind irgendwann einfach da, als wären sie vom Himmel gefallen.

Erst steht die Welt still. Ich höre nichts, ich fühle nichts, ich sehe nichts außer die plötzlich winzig wirkende Gestalt meiner Tochter. Als Mia die Augen aufreißt und gleichzeitig Wasser ausspuckt, ist es, als würde ich mich in Zeitlupe bewegen. Ich spüre an der Bewegung meiner Lippen, dass ich ihren Namen rufe, aber ich höre mich nicht.

Ich erinnere mich nicht daran, wie wir aus der Schwimmhalle nach draußen gehen, wie wir über den Parkplatz laufen oder in den Krankenwagen einsteigen. Ich sehe nur die Augen meiner Tochter, deren Blicke sich an mir festkrallen, und die ich mit meinem Blick fixiere, als könnte ich sie damit am Leben halten.

Bei der Untersuchung ihrer Atmung und ihrer Reflexe halte ich ihre Hand. Sie steht unter Schock und kann sich an nichts erinnern. Den Ärzten gefällt das nicht. Ich merke es daran, dass sie sich wegdrehen, um zu reden. Sie wollen sicherheitshalber ein CT machen. Ich soll solange im Warteraum der Ambulanz bleiben. Ralf ist mit den beiden kleineren Kindern zu Hause, und wir beschließen, dass es nicht richtig wäre, die gesamte Familie ins Krankenhaus zu verfrachten. Es hilft Mia nicht, wenn ihre überdrehten Geschwister im Wartezimmer der Ambulanz die Wände hochgehen. Es ist richtig so, sage ich mir immer wieder.

Ich bemerke ihn nicht sofort. Erst als Mias Goretex-Jacke in leuchtendem Türkis in meinem Augenwinkel auftaucht, wird mir klar, dass Kieran in die Ambulanz gekommen ist.

»Hey, wie geht es ihr?« Er klingt, als wäre er gerannt, und in seinem Blick liegt eine Ernsthaftigkeit, die ich dort noch nie gesehen habe.

»Sie machen ein CT. Nur zur Sicherheit, hat der Arzt gesagt.«

»Okay.« Er fährt sich mit der Hand über das Gesicht und atmet so tief aus, als hätte er den Atem vom Unfall bis zu diesem Moment angehalten. »Als Chris auf sie draufgesprungen ist und sie nicht wieder auftauchte … das war … o Gott …« Er schüttelt den Kopf, als könnte er damit die Bilder vor seinen Augen vertreiben.

Ich stelle mir für eine Sekunde vor, wie es wäre, sich jetzt einfach in seine Arme fallen zu lassen und gehalten zu werden. Nur kurz, einen Atemzug lang. Stattdessen höre ich mich selbst sagen: »Sie haben das wirklich toll gemacht.«

Kieran sortiert Mias Sachen in seinen Händen und hält sie mir hin. »Ich habe es ganz schnell zusammengepackt. Ich hoffe, es ist alles dabei.«

Seine Hand berührt meine, als er mir die Sachen übergibt. Sie ist warm, und ich möchte mich sehr klein machen und hineinrollen. Der Schreck fällt von mir ab und lässt ein Frösteln zurück, das bis auf die Knochen geht. Es kommt mit der Erkenntnis, dass dieser Tag auch hätte anders ausgehen können.

»Danke. Für alles«, sage ich. Kieran hat das Leben meiner Tochter gerettet. Jetzt werde ich ihn für den Rest meines Lebens nicht mehr vergessen können.

»Nichts zu danken.« Er nimmt mich in den Arm, als wäre es keine große Sache. In mir bricht alles zusammen. Ich